

Adolf Meschendorf

kleine Schrift <Werk und Persönlichkeit>

Von Heinrich Zillich

Am 7. Juli 1963 füllten die Schwarze Kirche in Kronstadt bis zum letzten Winkel Tausende der dort noch beheimateten Deutschen; sie strömten herbei zur Trauerfeier für einen Mann aus ihrer Mitte, dessen Ruhm weit in die Ferne gedungen war, der dennoch nur hier zu leben vermocht und jetzt die Augen für immer geschlossen hatte. In diesem gewaltigen Gotteshaus bahrt man seit jeher lediglich Tote hohen Ranges oder hervorragender Verdienste auf, denen es gebührt, daß sie gleichsam von den Herzensarmen der Stadt an deren heiligster Stelle zum letztenmal umfassen werden, bevor das Geläute der Großen Glocke, Fahnengeflatter, düsterer Pomp und Musik sie nach zehn Grabreden ins Erddunkel entlassen.

Dem diese seltene Ehrung nun zuteil wurde, lag genau zwei Monate nach seinem 86. Geburtstag im Sarg unter den hohen gotischen Fenstern des Chores, der Dichter Adolf Meschendorf. Die Geistlichen walteten ihres Amtes. Klänge der Andacht ertönten. Dann schritt ein schier endloser Zug von Menschen hinter dem Leichenwagen den Roßmarkt hinab und durch die Klostersgasse zum Friedhof am Schloßberg.

So nahm das an Zahl furchtbar zusammengeschmolzene *deutsche* Kronstadt, die von Rumänen und Madjaren überflutete, die ihrer seit der Staufenzzeit fast bis in die Gegenwart bewahrten Eigenständigkeit beraubte und unter dem ihr aufgestülpten fremdwuchernden Gemeinwesen verstummte Stadt Abschied von ihrem leidenschaftlichsten Verherrlicher — freilich ohne ihre blaurote Fahne zu hissen. Das umflorte Coetus-Banner der Schüler des mehr als vierhundert Jahre alten deutschen Honterusgymnasiums senkte sich nicht über die Gruft des 93. Rektors, denn in Siebenbürgen weht heute allein die Flagge der kommunistischen Herrschaft.

Obwohl die Stadt, von der Meschendorf besessen war und die *vor* ihm erlosch, den Glanz, den er und sie geliebt hatten, nicht entfalten konnte, bestattete sie ihn mit dem Andrang so vieler Trauergäste doch wie einen Fürsten, was Dichtern sonst kaum je geschieht und ihm zustand. Sie dankte ihm damit für das phantastische Bild, das er von ihr in die Welt geschickt, an dem er sich berauscht hatte und das kein Porträt nach der Natur ist.

Die besondere geschichtliche Frontlage der von Bergwäldern umrauschten, vor zwanzig Jahren noch kraftvoll wesenden südöstlichsten deutschen Stadt des Abendlandes sah er klar, ihr inneres Leben aber eigenwillig, ins Überschwengliche gesteigert, er sah es von der Bühne zwischen Schwarzer Kirche und Honterusschule, auf der sich die Professoren und kirchlichen Würdenträger bewegten und zu der er die übrigen Stände

186

wie gebannt emporblicken ließ. Stadtpfarrer, gar Sachsenbischof zu werden, galt da als das Höchste; der Wettstreit zwischen den Ehrgeizigen, die darnach langten, entartete zu gegenseitiger Verfolgungssucht. Der Unterliegende in Meschendorfers „Stadt im Osten“, den der Dichter, der sich mit dessen Gegenspieler gleichsetzt, unbändig haßt, brachte sich gar um, wiewohl das zu dem frömmelnden Egoisten nicht recht paßte.

Das wirkliche deutsche Kronstadt erregte sich zwar vor jeder wichtigen Ämterwahl, List, Wut und Zank rankten sich aneinander empor, doch nie merkte man eine Überbewertung der Professoren und Geistlichen, eher das Gegenteil; die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Bevölkerung, derbe Wahrheitsliebe, Humor, Selbstbewußtsein, geistige und künstlerische Aufgeschlossenheit machten Streitigkeiten vielschichtiger, als Meschendorfer sie darstellt; nur ein Kirchenmann, von dem ein Fluidum von Welt und Talent ausging, konnte die Kronstädter für oder gegen sich entflammen; meist waren die Parteilungen stärker als ihre Kandidaten und diese die Geschobenen. Dabei beschränkte sich das Verhältnis zur Kirche nicht auf äußere Vorgänge; es bestand im Kern aus einer unmittelbaren unpathetischen, keuschen und undogmatischen, von Theologen daher unerkannten Religiosität, die Meschendorfer nicht mitempfunden haben mochte; er gab ihr nie Ausdruck.

Obgleich sein Kronstadt-Bild, in das er das ganze deutsche Siebenbürgertum einfügt, sehr vereinfacht ist, eroberte der eigenartige, sprachlich sauber gearbeitete, von Gefühlen beebende Roman „Die Stadt im Osten“*) mit tiefer Berechtigung in ein paar Monaten, 1932/1933, den deutschen Volksraum von der Nordsee bis in die Karpaten. Hans Grimm begrüßte ihn als das seit Jahren bestgeschriebene Buch, als Beispiel dafür, wie „Bücher aus der Nation heraus geschrieben und in sie hineingestellt werden müssen“. Ihn und Hunderttausende überwältigte die Intensität, mit der Meschendorfer, damals schon über fünfzigjährig, seinen Heimatort und darin, wofür jede Parallele fehlt, ein Geviert von etlichen Hundert Metern zur Mitte einer Volkskonfession machte, sogar zum schrecklich bedrohten Angelpunkt der Weltordnung, womit er die tobende Enge des den Kronstädtern zugemessenen Daseins abendländisch und gesamtdeutsch verstreute, auch dies mit stürmischen Bekenntnissen.

Die Leser, angeschrien, aufgerüttelt, von der Widerstandskraft der Kronstädter, die auch nüchtern betrachtet beträchtlich war, in Begeisterung versetzt, erblickten jäh die auslanddeutsche Not. Hierin lag die historische Aufgabe des Buches, dafür empfing der Verfasser mit Fug das Breslauer Ehrendoktorat, die Goethemedaille, Auszeichnungen des Deutschen Sprachvereins, der Deutschen Akademie und — in letzter merkwürdiger Auswirkung — zu seinem 80. Geburtstag wie zur Bestätigung, daß der zweite Weltkrieg alle jene Aufwallungen weggespült und das deutsche Kronstadt entthront hatte, den Arbeitsorden des kommunistisch gewordenen Rumäniens.

Man versteht Meschendorfer mühelos, hält man sich an sein Kronstadt-Bild. Ob richtig oder nicht, für ihn war es die selbstgeschaffene Insel, auf die er sich aus dem Alltag, dem er als Lehrer hart diente, zurückzog. Hier verdammte er, berufliche Bürden und Widerwärtigkeiten abschulternd, für derlei Unrast die Stadt, die „einziggeliebte, furchtbare“, „die uns nackt ausspeit, um dann unser Mark zu fressen“. Mit so gräßlichen Anschaulichkeiten, die er sehr gern vorbrachte, sollte sein Haß maßlos erscheinen. Ernst ist das nicht zu nehmen. Er haßte, wie man wußte, etliche seiner Zeitgenossen hartnäckig, stellte sie in seine Dichtungen und schonte sie keineswegs, doch was er der Stadt an Haß zudachte, ist Literatur, von Liebe aufgewogen. Sein Bild von ihr pflegte er mit blinder schöpferischer Kindlichkeit, und es flößte ihm maßlosen Stolz auf sie ein, die ihm stellvertretend war für sein Volk. Das Bild verhalf ihm dazu, sein langes Leben, bis auf

*) Hermannstadt, 1931 (als 1. Bd. der Deutschen Buchgilde), ab 1932 in München.

Schicksalsschläge in der Familie, geruhsam zu verbringen; Liebende sind glücklich, wenn die Geliebte ist, wie sie es haben wollen; am wenigsten spröde zeigen sich geliebte Träume. Die katastrophale Zerstörung der Heimat nach 1945 trieb ihn deshalb, wie ich überzeugt bin, nie in lange Verzweiflung. Solange er lebte, schwebte er über der Wirklichkeit.

Noch habe ich seine jungen Jahre nicht betrachtet. Es kam mir zunächst darauf an, seine Wurzel, seine Idee, freizulegen. Als Sohn eines Modewarenhändlers besuchte er Real- und Handelsschule, erreichte es dann, die humanistische Reifeprüfung nachholen zu dürfen, studierte an verschiedenen, meist deutschen Universitäten, was er zum Lehrberuf benötigte, und sog sich an mit den literarischen Neigungen, die damals für modern galten, kehrte heim, unterrichtete am Honterusgymnasium, wo ich den gedrunenen, kleinwüchsigen, beweglichen Mann mit dem großen Kopf und der mächtigen breiten Stirne zum erstenmal erlebte, indem er mich, als er in unserer Klasse der Zwölfjährigen den erkrankten Geschichtsprofessor vertrat, mit seinen bei den Schülern gefürchteten höhnischen Bemerkungen, weiß Gott weswegen, duckte und mir außerdem den nassen Schwamm ins Gesicht schleuderte. Es kränkte mich nicht, denn er erzählte herrlich von Achill, leider nur eine Stunde lang. Nie mehr saß ich vor ihm in der Schulbank.

Meschendörfers geistige Welt war damals teils die der reichsdeutschen Zeitschrift „Kunstwart“, also eine kunsterzieherische Gesinnung, teils die der *l'art pour l'art*-Künstler, die leicht in leerem Ästhetentum versandeten; beide Strömungen ohne Organ für Religion wähten, „Schönheit“ sei Lebenserfüllung; Meschendörfers Svend vermutet in der „absoluten Schönheit“ das „Endziel der Natur“. Das Unheimliche und das Überirdische im Diesseits, der Mensch als Madensack, wie Luther sagte, und als Gotteskind, wie ihm verheißen wurde, Schönheit als Vergängliches, Kunstwerke eingeschlossen, das alles blieb in jener Einstellung, die uns flach anmutet, unbedacht, was ihr einen fatalen Beisatz von Arroganz zumischt.

Freilich, bei Meschendörfer verkoppelte sie sich bald dem Bestreben, den Landsleuten zu dienen. Mit dreißig Jahren gründete er die erste lebensfähige deutsche Kulturzeitschrift in Siebenbürgen, die „*Karpathen*“, für die er sein Erbe opferte. Weit geringer als später war er dabei auf Kronstadt bezogen. Er wirkte für das damals über drei Millionen zählende Deutschum Ungarns, vergaß weder Rumänen noch Madjaren. So belud er sich mit einer Pionieraufgabe, wie sie sein Stamm anders, doch auch geistig, schon früher geleistet hatte.

Die vor ihm entstandene Literatur der Siebenbürger Sachsen, künstlerisch mangelhaft, vorwiegend dem nationalen Selbsterhaltungswillen hilfreich, daher nie kritisch unter die Lupe genommen, schalt er hinterwäldlerisch, forderte für sie dieselben strengen Wertmaßstäbe, wie sie überall gelten. Er schlug hier Breschen durchs Gestrüpp, frische Luft fing an zu wehen. Darauf kam es jetzt an. Seine Gegner, am stärksten in kirchlichen Kreisen, spürten, daß seine ästhetische Zielweisung der Wahrheit des Seins nicht genügen konnte, doch ihre Kunstansichten waren hoffnungslos vorgestrig.

In den acht Jahren der Zeitschrift (1907–1914) gelang Meschendörfer ein kulturpolitisches Werk, dessen befruchtende Bedeutung sich am schönsten in der zwei Jahrzehnte darnach beginnenden Blütezeit des deutschen Schrifttums der Siebenbürger erwies, wenn es zuträfe, was alle Literaturhistoriker behaupten und ich nicht bejahen kann, daß sie ohne Meschendörfers kritisches Roden unmöglich gewesen wäre. Wieweit er die Donauschwaben und Karpatendeutschen besänte, müßte auch noch untersucht werden.

Das „Moderne“, in das man mehr hineinpackte als das bloß Zeitgemäße, brachte die Errichtung „*Moderner Büchereien*“ in den deutschen Städten Siebenbürgens mit sich, ferner — im „Jugendstil“ jener Tage — Bemühungen um ein gutes Kunsthandwerk, was die Gründung des lobenswerten „*Sebastian Hann-Vereins*“ veranlaßte; das sind licht-

~~188~~

volle Errungenschaften, an denen Meschendorfer führend beteiligt war. So entfaltete er zeitbedingt und zeitwendend eine kultur- und kunstdüngende Tätigkeit wie vor ihm niemand in seiner Heimat seit der Reformation. Im Wirtschafts-, politischen und wissenschaftlichen Leben war man Taten gewohnt, die nach Wert, selten nach Umfang, europäischem Niveau nicht zu arg nachstanden. Meschendorfer rückte den kulturellen Bereich auf dieselbe Höhe. Und als hätten sie auf den Ruf nur gewartet, traten nun wichtige Künstler vor, Maler wie *Teutsch, Coulin, Wellmann, Ziegler, Mieß*, vor allem der bedeutende Lyriker *Eduard Schullerus*, dessen Gesammeltes Werk Meschendorfer dann 1926 herausgab. An der Zeitschrift arbeiteten binnendeutsche Dichter mit wie Falke, Dehmel, Liliencron. Blättern wir heute in ihr, so befriedigt vieles nicht mehr. Es war eben eine vom Elementaren nicht gezeichnete Epoche; das muß gerechterweise berücksichtigt werden. Als Ganzes sind die „Karpathen“ eine ausgezeichnete Leistung.

Meschendorfer selber veröffentlichte dort 1907 (Buchausgabe Hermannstadt, 1920) sein erstes erzählerisches Werk *„Leonore, Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen“*. Es verrät, daß im weitausgreifenden Kulturpolitiker schon die ihn fortan so heftig durchdringende Liebe zu Kronstadt brannte, allerdings in seltsamer Umkehrung: ein Reisender, reich, Ästhet und Snob, bleibt in der Stadt hängen eines Mädchens wegen, das er nicht zu gewinnen weiß, weil er mit Meschendorferschem Trotz die Wege zueinander zerstört. Den kleinen Roman, von Hamsun in der Handlung etwas, in der Sprache kaum beeinflusst, doch ohne des Norwegers Genie, mit jedem Wort ins Urgründige zu loten, hat man dem Wert nach hinter die zwei anderen Romane unseres Dichters eingereiht; liest man ihn jetzt, so ist man überrascht. Wir haben dem Buch unrecht getan.

Was man an der *„Stadt im Osten“* und am *„Büffelbrunnen“* (München, 1935) bemängeln darf, zu viele von der Handlung nicht geforderte Schilderungen, romanhafte Überspitzungen, ekstatische Ausbrüche, beim Konterfei kleinbürgerlicher Begebnisse (im *„Büffelbrunnen“*) gar zu neckisches Behagen, das der junge Meschendorfer, um nach seiner Art zu sprechen, in den Orkus gedonnert hätte, das alles fehlt im Erstlingswerk. Abgesehen von einem Dutzend unnötiger, veralteter welt- und kunstanschaulicher Monologe, sind die Tagebuchblätter Svends unvergilbt. Sie verkörpern Meschendorfers jugendliche Sehnsucht, reich, unabhängig, weltgänglich, dem Schönen zugetan, hochmütig, von selbstverschuldeter und eingebildeter genußbietender Tragik unwirtet zu sein. Diese Sehnsucht war echt, deshalb schuf sie eine lebendige Gestalt, ein Kunstwerk, dessen Schlacken mit wenigen Streichungen beseitigt wären. Was Meschendorfer darnach selten gelang, nur das Notwendige zu sagen, hier ist es dichterisch vollbracht.

Während also der kleine Roman des Dichters Sehnsucht widerspiegelt, brachte die *„Stadt im Osten“* zutage, was er durch sie — in der er mehr als zwei Jahrzehnte als Lehrer, nachher als Direktor der deutschen Mädchenschulen und schließlich als 93. Rektor des Honterusgymnasiums gewirkt hatte — wurde, ihr ungestümer Anwalt, Liebhaber und Richter. Im *„Büffelbrunnen“* berichtet er, wie diese Mauserung vom Ästhet zum Kulturpolitiker und Volksmann vor sich ging: da erkennt ein junger Professor und Bücherwurm, als ihn die Hochzeitsreise unversehens auf volksdeutsche Not stößt, er müsse fürs Deutschtum arbeiten; er tut es, etwas harmlos, indem er Vorträge hält, aber der Roman hat idyllischen Charakter trotz tragischen und kriminalistisch-heiteren Stellen. Von Meschendorfers Dämonie schlug auf den Professor Fritz nichts über, so sehr sich der äußerliche Weg beider deckt. Im Buch treten uns lebensnah gezeichnete Gestalten vor's Auge; jede ist plastischer als die der *„Stadt im Osten“*, besonders die prachtvollen Originale des Onkels Florian und des Bierkönigs. Langen Abschnitten haftet leider ein Beigeschmack von Kleinbürgerlichkeit an; das Milieu, das kleinbürgerliche, überträgt sich auf die Art der Darstellung.

Meschendorfer schrieb auch drei Theaterstücke. Sie erschienen in einem Band *„Dramen“*

(Kronstadt, 1931). Zwei davon sind verwelkt: der „*Abt von Kerz*“, dessen Titelheld sich zur Zeit, als der Deutsche Ritterorden das Burzenland verlassen mußte, zwischen Mönchs- und Rittergelübde abquält und ohne Zusammenhang mit seinen Konflikten den Tod durch die Tataren erleidet; das andere — „*Vogel Phönix*“ — behandelt den Zusammenstoß zwischen „modernen“ Idealisten und scheinheilig dummer Bürgerlichkeit; es hätte eine Satire werden können, wie es die groteske Handlung verlangt, wenn sie bloß humoristisch aufgefaßt worden wäre; statt dessen werden in vollem Ernst die Thesen junger Heimatverbesserer inmitten komödienhafter Vorgänge, die der Verfasser ebenfalls ernst meint, verkündet.

Im „*Michael Weiß, Stadtrichter von Kronstadt*“ indessen, dem dritten Drama, einer Szenenfolge mit tragischem Ausgang, gut aufgebaut, lebendig, mit prallen Figuren, sprachlich eindrucksvoll vorbarocklich eingefärbt, besitzen wir — nicht etwa eine klassische Tragödie — wohl aber das beste Volks- und Festspiel der Siebenbürger Sachsen, das, wie Aufführungen bewiesen, mitreißt; wenn man es bearbeiten, Meschendörfersche Überspitzungen streichen dürfte, erhöhte sich sein Wert.

Alle drei Dramen konnten in Deutschland nicht Fuß fassen. Ebenso eng dem Siebenbürgischen verwachsen wie die Romane, fehlt ihnen deren grenzenübergreifendes, auch fremde Hörer und Leser bannendes Thema.

Ein vierter Roman Meschendörfers, aus dem ich im „*Klingsor*“ 1925 einiges veröffentlichte, sollte „*Herkulaneum*“ heißen und dort spielen; er blieb unvollendet; der Dichter war wohl zu stark an Kronstadt gebunden, um von dem vorwiegend antiken Stoff länger gefesselt zu bleiben, der in seiner Lyrik jedoch mehrfach schöne Gestalt gewann.

Sein Reclam-Bändchen „*Siebenbürgen*“ (1942) enthält außer der reizvollen, etwas zeitbefangenen Selbstbeschreibung seines Werdegangs neben zwei kleineren Prosastücken, Gedichten und einem Aufsatz über „Dichter und Literat“ die lustige Geschichte „*Onkel Gustav*“, übrigens die erste Erzählung von ihm, in der nicht er und seine Bekenntnisse im Mittelpunkt stehen, sondern eine handfeste Fabel, die ohne Abschweifung gut gestaltet ist. In der Erzählung „*Zauber der Heimat*“ (Jena, 1944, auch als Feldpostausgabe) beschäftigt sich Meschendörfer, beeindruckt von den in Deutschland herrschenden politischen Anschauungen jener Epoche, die unsäglich anders war als seine Jugendzeit, wieder mit der Beziehung des Einzelnen zur Heimat: ein Kronstädter heiratet in eine Jenenser Buchhandlung ein, ärgert seine Frau mit ewigen und albernen Lobreden auf Siebenbürgen, bis er bei einem Besuch in seiner Vaterstadt hört, er solle sein Pathos zügeln, denn er habe die Heimat durch Auswanderung verraten; das trifft ihn ins Herz; als freiwilliger Volkserwecker in kommunistisch verseuchten deutschen Siedlungen bei Diemrich süht er ein Jahr lang. Die Handlung überzeugt nicht, die Personen sind papierern und die Sprache der Erzählung fahl.

Nach dem zweiten Weltkrieg veröffentlichte er noch die „*Siebenbürgischen Geschichten*“ (Kronstadt, 1947); und da treffen wir den „*Zauber der Heimat*“ wieder, aus dem inzwischen die breiten Abschnitte nationaler deutscher Erregungen verschwanden, womit sich die Tendenz verschob; der büßende Wortheld, den die Marxisten nicht mehr verprügeln, dient weniger dem Deutschtum als armen Leuten. Die anderen Geschichten sind neu; jede ohne Bekenntnisballast, begrenzt auf eine aus dem Leben gepackte Handlung oder auf einen einleuchtenden Erlebnisvorgang, daher wohl geformte, teilweise heitere, da und dort von Wehmut durchschattete Arbeiten eines alten Mannes, wobei die letzte, die das Thema des Alters unmittelbar anfaßt, wieder zur literarischen Diskussion zurückkehrt, die der junge Meschendörfer so liebte.

Eine strenge Bewertung seines Werkes etwa mit dem Ziel, das Beste davon in einem Band zu sammeln, wird die „*Leonore*“, „*Onkel Gustav*“, einige Geschichten aus dem letzten Buch, doch die einst berühmt gewesenen Romane nur stark gekürzt, aus

dem „Michael Weiß“ ein-zwei Szenen, aus den übrigen Dramen zur Wesenszeichnung des Dichters je eine, aber von den Gedichten sehr viele aufnehmen.

Die *Gedichte* erschienen lediglich in einer Liebhaberausgabe in etlichen Dutzend Stücken (1930); wer besitzt schon diesen Band? Man kann sich damit behelfen, sie aus Zeitschriften und Anthologien herauszufischen, und das lohnt sich. In ihnen berührt uns das geheimnisvoll Dichterische, das trotz der Gefühlsbeladenheit der Romane dort kaum jemals spürbar ist, das Naturmächtige, Urmenschliche, Urgöttliche, das uns den Atem stocken läßt. Von den drei siebenbürgisch-deutschen Schriftstellern, die in den letzten Monaten starben, Wittstock, Hajek, Meschendörfer, war der jüngste, Wittstock, mit dieser dichterischen Gewalt am reichsten begnadet. In Meschendörfers Versen, selbst in den mit Bildungsfracht beladenen, die Antike und Geschichte beschwören, schwingt das Tremendum, das Urgründige, das Jenseitige ebenfalls mit, oft in hohem berechtigtem Phatos. Der Hasser, Liebhaber, Volkspolitiker, Dramatiker, Epiker war im Grunde ein Lyriker, dessen Werk an Umfang klein sein mag, reichen aber drei makellose Gedichte nicht aus, um der eigenen Zeit genügt zu haben?

Sein schönstes Gedicht ist die „Siebenbürgische Elegie“:

*Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.
Früh faßt den staunenden Knaben Schauer der Ewigkeit.
Wohl vermauert in Gräften modert der Väter Gebein.
Zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name entschwand.
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,
Schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,
Anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.
Roter Mond, vieler Nächte einzig geliebter Freund,
Bleichte die Stirne dem Jüngling, die der Mittag gebräunt.
Reifte ihn, wie der gewaltige Tod mit betäubendem Ruch,
Wie in grünlichem Dämmern Eichbaum mit weisem Spruch.
Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre herauf.
Ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.*

Wunderbar! Seitdem ich es 1927 im „Klingsor“ bald nach seiner Entstehung druckte, denke ich darüber nach, was der betäubend reife Ruch des Mondes und des Todes sei, was des Eichbaums weiser Spruch. Ich finde keine Erklärung, kann ich aber jeden Vers Goethes entschlüsseln? In solchen geheimnisvollen Sätzen lagern sich Erlebnisse ab, die der Leser höchstens ahnt. Am geheimnisvollsten ist es, daß die zauberische Satzgestalt uns das vom Verstand Unentzifferbare als schön und wahr ins Herz prägt. Meschendörfer, den es stets verlockte, zu viel zu sagen, Gefühle überkochen und schäumen zu lassen, war das urgründig Zwingende trotzdem zugemessen, und wo es wirkt wie in einem Teil der Gedichte, bestätigt es sein Dichtertum mehr als hundert Seiten seiner Prosa.

Als er im Ruhm stand, schrieben manche bedeutende Männer über ihn; auch nachher wurde er beachtet, so von Paul Fechter in unseren Blättern (2/1957). Das weitaus Klügste äußerte Karl Kurt Klein schon 1931 im „Klingsor“ über ihn. Etliche dieser Literaturbetrachter, nicht Klein, glauben, es führe von seinen „Karpathen“ ein gerader Weg — und das ist ein Irrtum — zur Kulturzeitschrift „Klingsor“ (Kronstadt, 1924—1939), die ich herausgab. Als die „Karpathen“ 1914 zu erscheinen aufhörten, war ich sechzehn Jahre alt, hatte sie im Elternhaus gelegentlich gelesen, das heimische literarische Leben aber ließ mich gleichgültig. Offenbar war die Ära der pflegerischen Schöngeister schon vorbei und die zukünftige Kriegsgeneration von Gott für andere Straßen bereits ausge-

richtet. Meschendorfers ästhetische Ideen entstammten, stachlig gesagt, den Literatencafés, das zwingende Erlebnis der nächsten Generation den Schlachten, der bewiesenen Bereitschaft, fürs eigene Volk zu fallen, der Nähe des Todes und durch ihn — kaum aussprechbar — dem Anhauch Gottes. Selbstverständlichkeiten wie strenge Kunstmaßstäbe, Eintreten für die Heimat, bedurften keiner weiteren Erörterung. Das Schöne? So liebenswert es sein mochte, Kunst, Leben oder gar beider Sinn war es nicht.

Mein erstes Buch besprach und lobte als erster Meschendorfer. Beim „Klingsor“ machte er mit. Seine literarischen Vorgänger hatte er befehdet, nicht immer gerecht, uns viel Jüngeren stand er bei, nie als Mentor, nie als Führungsbeanspruchender, nur als unbedingt zuverlässiger Kamerad, was seinen Rang bezeugt. Daraus sproßte auf beiden Seiten nie getrübe Freundschaft zueinander.

Jeden Tag, Glock eins mittag, schritt er hurtig, den Kopf gereckt, aus seiner Wohnung am Katharinentor über den Marktplatz ins Deutsche Kasino, wo vor seinem Stammsitz am Fenster des Leseraums der schwarze Kaffee für ihn schon dampfte. Die Beine auf die Bank gehoben, nahm er sich die Zeitungen vor. Wie oft kam ich hin, ihn zu sprechen! Seine Honterusfestreden mit ihren Gesichtern aus der Stadtgeschichte beschwingten jung und alt. Als Lehrer war er geliebt, sein Spott gefürchtet, als Schulleiter angesehen. Die wilden politischen Auseinandersetzungen im Deutschtum Rumäniens in den dreißiger Jahren berührten ihn sehr, doch unpolitisch wie er war, schwebte er auch hier über der Wirklichkeit.

Als ich ihm zum letztenmal begegnete, bei einem Dichtertag 1943 in einem Remter der Marienburg an der Nogat, erschrak ich; außerhalb Kronstadts wirkte er, der ein Weltmann sein wollte, rührend unsicher; er sprach schwerfällig und ausdrucksarm. Kerzen flackerten beim Wein. Da hörte ich ihn sagen: „Die blaurote Fahne hißt man bei uns nicht mehr, nur die deutsche — ich weiß nicht —“. Ein Atemzug Stille. Man starrte ihn an; er schwieg. Ich allein begriff ihn. Am nächsten Tag in Bad Zoppot bat er mich: „Entschuldige, schau, wie macht man das, ich brauch eine Bettkarte nach Berlin, bitte, hilf mir.“ Ich besorgte sie und brachte ihn in den Zug. Er legte mir die Hand auf die Schulter und lächelte. Ich sah ihn nicht wieder. Zwanzig Jahre verstrichen seither — und nie mehr mit Meschendorfer ein Wort gewechselt! Damals in der Marienburg und in Zoppot, er war durchaus nicht greisenhaft, nein, er war nur weltfremd. Auf Inseln wird man es.

Vor mir liegt ein fünf Jahre altes Blatt des „Neuen Wegs“, der Bukarester deutschen Kommunistenzeitung, darin der Bericht eines Ausfragers über seinen Besuch bei Meschendorfer, der nach der Pensionierung hoch über Kronstadt in dem von ihm erworbenen und mehrfach beschriebenen Garten hauste. Er antwortete dem Gast zeitgemäß — zeitgemäß heißt modern — stolz sei er auf den empfangenen Arbeitsorden und freue sich, weil der Staat die Kultur fördere; er schätze Landsleute nicht, die nach Westen wollten, und vertraue auf die Zukunft des Deutschtums in Rumänien. Darnach aber, und hier horcht man auf, bekannte er, nichts ärger zu hassen als Treulosigkeit; seine Leidenschaft sei gewesen, der Ihsucht und Heuchelei die Maske abzureißen, was ihm bittere Feindschaften eingetragen habe — oh, daran erinnerte er sich immer noch! — und zuletzt sagte er: *„Ich habe Schönheit in jeglicher Form und Gestalt stets als das Höchste und Köstlichste gepriesen, was ein Mensch schaffen oder genießen kann“*.

Du lieber, verehrter einziger Adolf Meschendorfer, streitbares Kind, väterlicher, sanftmütiger Freund, Hassler der Plebejer, der unter die Plebejer geriet, einst schriest du dem Abendland zu, weil es deinen Landsleuten nicht half: *„Die Sturmflut über uns alle“*. Sie kam 1945. Im Garten über Kronstadt, auf einer berghohen Insel, überstandest du es, voll Trotz daran geklammert: die Schönheit bleibe dein Banner, obschon die blaurote Fahne nie mehr flattern durfte. Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre über dich weg.

Welche Felsbrocken erstarrten Schweigens sargte man mit dir ein. Frisch glänzt, was du göltig geschaffen hast, eine gewichtige Gabe deutscher Dichtung; dafür und für dein Bemühen um die Erziehung zur Kultur sei dir Dank und Ehrfurcht in alle Zukunft!

Träumer, schwebend über der Wirklichkeit, was du rasend geliebt hast, die Stadt — läßt sie dich ruhen?

Klein Schopf

→ Südwestdeutsche Vierteljahrsblätter, München, 1963, Seite 186-193

